Jmfang acht Seiten

Einzelbezug 10 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5
Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme
Hannover Artilleriestr 15 und Berlin W 35 Potsdamerstr. 111

Herausgeber und Schriftleiter:
HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

JAHRGANG 1911 BERLIN/SONNABEND DEN 15. APRIL 1911/HANNOVER NUMMER 59

nhalt:



La belle poule / **Zeichnung von John Jack Vrieslander.**

Mehr Kinder

Entgegnung auf die Antwort von Eduard Bernstein

Von Dr. med. Alfred Döblin

Lieber Walden! Sie müssen mich meinen Ärger über diesen Bernstein expektorieren lassen. Was dieser Mann in Ihrer letzten Nummer produzierte, ist einerseits so instinktlos und andrerseits mit solcher professoralen Arroganz vorgetragen, dass ich ihm seinen Klaps auf die Finger mit einem herzlichen Hieb unter das Kinn und vergnüglichen Stoss gegen den Magen beantworten muss. Muss, muss; Sie werden mich nicht in Hemmung und Verschleimung verrecken lassen

Eduard Bernstein lispelt, er könne in § 6 und § 8 „nichts entdecken, was als Ermächtigung zum Erlass eines Verbots jeder Konzeptionsverhütung ausgelegt werden kann". Ne, ne, wie sollte man auch sowas entdecken! Die Paragraphen sind ja ausdrücklich zum Schutz der Gummihändler verfasst. Die Paragraphen wollen ja ausdrücklich in ihren Motiven dem grässlichen Ueberfluss an Geburten steuern und tun das so gut, dass jede andere Auffassung nur eine unberechtigte Verdächtigung eines in seiner Grundidee durchaus zu billigenden Gesetzentwurfes bedeutet. Herr Bernstein, Sie müssten sich einmal in das Haus Kröcher wählen lassen. Wenn der Mann Ihnen auf den Fuss tritt, werden Sie ihn um Verzeihung bitten, wenn er Sie eine traurige Jungfer nennt und hinaussetzt, werden Sie seine Sanftmut bewundern, und wenn ich Ihnen jetzt empfehle, sich Ihr Schulgeld wiedergeben zu lassen, werden Sie sicher staunen, wie sehr ich mich beherrsche.

Diese männliche Gouvernante, lieber Walden, will uns belehren, dass das Recht der Konzeptionsverhinderung nicht bestritten wird, nur um „die Frage der Freigabe des Verkaufs" handle es sich. Mache er uns das vor! Wie sieht das aus: — man kann die Konzeption verhindern aus dem „Recht der Persönlichkeit", aber man kriegt die Mittel aus dem Recht der § 6 und § 8 nicht zu kaufen? Geben Sie einem Frosch die Erlaubnis, Luft ungehindert zu schnappen, und setzen Sie ihn ins Vakuum! Geben Sie, Sie Volksvertreter, Sie Vertreter der ärmsten Bevölkerung, ihren Wählern freiestes Recht auf Luft und Brot, und verteuern Sie das Brot bis in die Puppen, dass die Bäcker nur so aufgehen wie ein Kuchenteig: lassen Sie sich mal dann von Ihren bedauernswerten Wählern das tobende Kapitel lesen von der überfeinen Logik des Tüftlers und dem Hunger im Magen, der alle Logik übertönt!

Was dieser Herr blind ist, wie er offenbar jeder eigenen Erfahrung über die Dinge in den niederen, von ihm selbstvertretenen Kreisen entbehrt! Wie er die Banalität vorbringen kann, dass „wenige Kinder gebären noch nicht schlechthin heisst, lebenskräftigere gebären"; wie er ganz nebenbei sagt, dass „die Frage der Beschränkung der Kinderzahl im wesentlichen unter dem Gesichtspunkte der möglichen Fürsorge für die jeweilig schon geborenen Kinder zu werten" sei, und dann dicht hintereinander stottert, dass die meisten Eltern nicht die Qualität des Nachwuchses haben wollen, sondern dass sie ihn nur standesgemäss aufziehen wollen: — als ob das für unsere Frage nicht völlig identisch wäre! Ihm ist aber nicht zu helfen, dem Herrn Bernstein, dem Eiertänzer, dem Pseudologiker und Sophisten. Er ist gar kein Logiker; er ist ein unklarer Kopf.

Die einfachste Logik, die über allen intellektuellen Funktionen steht, hätte ihm sagen müssen: erst die Taktik, dann die Spiegelfechterei. Erst helfen, sich wehren und fechten, dann spintisieren und Vorwürfe.

Herzlichen Gruss, lieber Walden!

Gedanken

Von Sar Peladan

Einst war die Religion ein Gebiet, wo alle das heilige Abendmahl nahmen. Heute gibt es keine Gesamtheits-Sittlichkeit. Die Nachmittagsgottesdienste sind Kurse à pari, und das Einanderdurchdringen der Rassen durch den ungeheuer erleichterten Verkehr führt eine niederschmetternde Einförmigkeit herauf. Ausser dem Haupt der Kurden und dem Fez ähnelt die Strasse von Pera einer von Paris, ein wohlhabender mischt sich mit einem Bourgeois des Pariser „Marais". Die abendländische Seele, vom Bosporus bis Kap Finisterre, von den Fjorden zu den Balearen teilt sich nicht mehr durch Rasse sondern durch Kultur. Es gibt die, die ihre „Menschheit" schufen und die — Anderen.

Der schwere, langsame, fleissige Humanist am Ufer der Spree, der oberflächlich glänzende am Arno, der rein lebhafte jenseits der Pyrenäen, der Individualist in London, haben den gleichen Boden des Studiums und der Prinzipien Die Leute zu Pferd, zu Rad stellen sich überall als die gleichen dar Die ethnischen Unterschiede verschwinden, man kann die Wesen nur einteilen nach ihrem Instinkt und ihrer sittlichen Lebensart. Marschall Mac-Mahon und Abt Lacuria sind Zeitgenossen von gleicher Sprache, Delacroix und Herr von Neuville vom gleichen Handwerk, und doch unterscheiden sich diese Männer von einander mehr, als Iberer vom Eskimo, der Irone vom Feuerländer. Es gibt keine Rassen mehr, aber es gibt Kasten. Die Nationalitäten sind zu Ende, die Brüderschaften nach Tüchtigkeit ersetzen sie.

* * *

Auf dieser Höhe, wohin ich steige, wo sich der Horizont des Christen panoramisch entschleiert, werdet ihr das Gemälde des Menschheits-Dramas selbst aufdecken. Mit den Wogen des Staubes stagniert ein Ozean des Vergessens. Aus den Vaterländern, von den Vaterlandsfremden Kriegswagen und Fortschritts-Maschinen, die mehr Nichts als die Atome aus Nichts sind, mehr Nichts als Staub im Vergessen. Die heilige Rose allein erblühte lebendig, sie schliesst ungeheuer mit den frommen Kelchwindungen inne und küsst das Erlöser-Kreuz.

* * *

O, du Anderer den ich schon beobachtete
der du Magier sein wirst, heil, heil teure Seele
die du pochtest beim Schwung der gebenedeiten Glocken
Seele der Süssigkeit, der Kraft
Seele des Heiligen, des Künstlers
Zukünftig Allerheiligstes der göttlichen Barmherzigkeit
du, den die Leidenschaften auf immer verlassen werden
heil heil edler Geist, der du das anbetungswerte
Lichtweiss des Ideals durch meine bleiche Sprache aufstrahlen erkanntest,
Geist der Zartheit, des Friedens
Geist des Ruhms, verliebten Geheimnisses
Zukünftiger Scheinwerfer des Absoluten,
du, der bald den goldenen Kreis krönen wird
mit der vollkommenen Wahrheit, heil
heil, zu den Prüfungen, zu den Werken, zur nosis
nun öffnete ich dir den Tempel gleich Gurnemanz
ich kann nichts mehr.
Dereinst, nach dem Leiden, dem Weinen, dem Schreien
wirst du tragen das schwarz — und weisse Kreuz
das die heilige Rose gestirnt.

Deutsch von Adolf Knoblauch

Der Relativismus in der Rechtsphilosophie und seine Überwindung durch die Restitution des Willens

Von Kurt Hiller

Geleit-Wort:

Man macht sich bei den Fachzöpfen unbeliebt, wenn man ihre vorgeschriebenen Fragestellungen beanstandet; wenn man Verknüpfungen herstellt zwischen ihrer Spezialproblematik und dem, was erlebnishaft durch den Geist geistiger Menschen zieht; wenn man in deutscher Sprache redet.

Man macht sich bei den Chaotikern unbeliebt, wenn man, unter Ausschaltung jeglicher Mystagogie, Denkprobleme analytisch, logisch, pedantisch anfasst und durchaus dem Verstande gibt, was des Verstandes ist.

Man macht sich bei den Aestheten unbeliebt, wenn man kundtut, dass man noch andere Phänomene auf dieser Kugel sichtet als die Kunst, und wenn man es wagt, sich zur Welt gelegentlich nicht wie zur einer Geschmackssache zu stellen.

Man macht sich bei den Gründlichen unbeliebt, wenn man eine Frage in einigen Seiten, statt in einigen Schinken, erledigt; und bei den Dandys, wenn man sich überhaupt auf Fragen einlässt. Kurzum: man wird immer auf zwei Fronten bekämpft: von den Kaffern als Dilettant, von den Dilettanten als Kaffer verschrieen. So setze ich mich denn getrost zwischen zwei Stühle und harre der Giftknirpse, die da kommen werden.

K. H.

Rechtsphilosophie, sofern wir alles empirische Forschen und alle auf gelieferten Dogmen sich aufbauende Erkenntnis aus dem Begriff der Philosophie ausschalten, kann keine andere Aufgabe haben als die: gegebenes Recht zu bewerten. **Rechtsphilosophie ist weiter nichts als materiale Rechtskritik, samt allen formalen Vorfragen.** Der Gemeinplatz, Rechtsphilosophie zerfalle in zwei grosse Gebiete, Rechts*wesens*lehre und Rechts*wert*lehre, erweist sich, wie die Mehrzahl seinesgleichen, als irrig; denn über das „Wesen" des Rechts kann man sich lediglich durch geschichtliche und vergleichende Studien, also empirico modo, unterrichten; es sei denn, dass man sich auf mystische Spekulationen von nur privater Giltigkeit einzulassen beliebt. Kenntnis vom „Wesen" des Rechts gewinnt man, auf abstraktive Methode, in der Wissenschaft „allgemeine Rechtslehre"[1]), und wenn man nicht in den Fehler des (sonst sehr ehrwürdigen) Naturrechts verfallen will, dann hat man bei diesem Geschäft das Philosophieren hübsch beiseite zu lassen Der hohe Misskredit, dessen sich rechtsphilosophische Bestrebungen in unserem technologisch-ökonomisch interessierten Zeitalter gemeinhin erfreuen, rührt sicherlich zum grossen Teil her von jener trotz Savigny bis heute nicht ausgerotteten Unart, über Dinge, denen nur eine nüchterne Tatsachenforschung angemessen ist, trübe Fluten tiefsinnigen Geredes zu ergiessen und das Ganze dann, mit dem Gestus der Importanz, als Philosophie auszugeben. Gerade wer es, aus Liebe zur Philosophie und und zur Politik, zur geistigen und zur staatlichen Beweglichkeit, für unumgänglich erforderlich hält, gegen keine Schule mit so wütender Wucht und Dialektik zu kämpfen wie gegen die historische, gerade der wird gut daran tun, die Fehler sorgsam zu vermeiden, die vom Rationalismus des Settecento begangen worden sind, und wird der historischen Schule mit Nachdruck *da* Recht geben müssen, wo sie nun einmal Recht *hat*.

Die Philosophie mithin ist, innerhalb der gesamten juridischen Problematik, nur bei der *Wertung* am Platze Hier freilich wird sie nicht bloss geduldet etwa, sondern *gefordert*; und kann zeigen, wie sehr sie — trotz den Vorurteilen eines Maschinen- und Banausenzeitalters — mit den Bedürfnissen des pulsierenden Lebens verknüpft ist. Freilich zählt sie zu ihren Adepten manchen, der stolz ist auf die Mängel, die ihre Feinde ihr vorwerfen, und der, gebläht von esoterischem Hochmut, ihr das Hineingreifen ins Konkrete und in die flirrende Buntheit des Tages durchaus untersagen will: es ist eine ebenso fashionable wie unbegründete Ansicht, dass die Philosophie sich nicht mit aktuellen Fragen der Legislative befassen solle. Diese Modemeinung, ein rechtes Décadence-Symptom, nämlich die Pose missmutig gewordener Begriffsspalter, ist eminent lebensfeindlich und imgrunde auch antiphilosophisch; denn begibt sich die Philosophie ihres universalen, überfachlichen Charakters, ihres Papsttums über alle Geistigkeiten, macht sie sich selber zur „Disziplin", so kann sie nicht mehr verlangen, von anderen Disziplinen gehört zu werden; versagt sie sich den Zwecken des Lebens, so verdient sie überhaupt nicht, dass man sie ernstnehme — am allerwenigsten solange sie sich selber sehr ernst nimmt, solange

---

[1]) Vergleichen Sie: Kurt Hiller: „Experimentaljurisprudenz" (H. Gross' Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik, Band 37), Seite 310

sich hoch erhaben vorkommt über den „Lärm des es" und die „Genieschwünge der Utopisten", so- e sie das beschauliche Dasein eines bebrillten b führt und vor Würde behutsam ganz fett wird. . . in Platon in seiner Politeia den Ammen anempfiehlt, den Babys nie stille zu stehen, sie vielmehr dauernd den Armen zu schaukeln, und wenn sich G. W. F. el deswegen über Platon lustig macht, so bin ich en Augenblick darüber im Zweifel, wer von den en der bessere Philosoph sei.

Darin allerdings muss man den Verfechtern der nehmheit in der Philosophie vollauf beistimmen, ein willkürliches Zensurenerteilen und Herum- eln an den rechtlich-politischen Gegebenheiten (wie n der Tagespresse und in den Parlamenten meist bt wird) zunächst noch bei weitem keine Philosophie Erst dadurch in der Tat wird Kritisieren von htsbestimmungen zur „Rechtskritik" (das heisst zur osophie), dass die spezielle Beurteilung sich auf- t auf generellen Prinzipien. Damit dies aber mög- werde, muss erst die Vorfrage gelöst sein, welches generellen Prinzipien sind und auf welchem Wege sie findet. Es ist beschränkt, in der Diskussion er Vorfrage die alleinige Aufgabe der Rechts- k zu erblicken (wie gerade die klügsten Köpfe in jungen kritischen Schule es leider vielfach tun); aber erste Aufgabe der Rechtskritik ist die Methodo- e allerdings.

Hier nun begegnen dem Forschenden sogleich un- rwindliche Schwierigkeiten. Es ist bisher noch em lebenden Wesen gelungen, oberste Wertprin- en, Soll-Sätze, Kriterien des Richtigen zu finden, n Notwendigkeit und Allgemeingiltigkeit nachweis- wäre. Alle Versuche, dieses Kardinalproblem rigens nicht bloss der kritischen Jurisprudenz, son- auch der Ethik) zu bewältigen, sind fehlgeschlagen.

Da ist zunächst der von allerhand gedankenlosen wissern täglich verübte, durch Franz von Liszt's treiche, aber unglückliche Theorie gestützte sitivismus, der das Seinsollende aus dem Seien- glaubt ableiten zu können und, als „Synthese aus t- und Wirklichkeitsbetrachtung" [1]), vermittelst cau- r Untersuchung der Gegenwart Prognosen für die unft aufstellt, denen er normativen Charakter vin- ert. Hierbei wird der logische Schnitzer begangen: wahrscheinliche Entwicklung unter allen Um- den mit der wünschenswerten Entwicklung zu tifizieren; die simple Veränderung, kraft einer ig unbegründbaren Teleologik, durch geographische antität zum Fortschritt werden zu lassen; in den irischen Teig überempirische Rosinen einzu- muggeln. Dieser Schnitzer ist weit ärger als der imismus, mit dem man sich einredet, aus dem be- stigenden Wirrwarr der gegenwärtigen Kultur, aus irritierenden Bellum omnium contra omnes, das, dem Welttheater von heute, Philosophien, Religionen, tische Systeme vor den Augen aller Geistigen auf- en, überhaupt wissenschaftlich sichere Prophezei- en treffen zu können. Diesen Optimismus mag noch hingehn lassen; schärfste Zurückweisung och, seitens aller derer die denken können, verdient Beginnen, Wert und Wirklichkeit „synthetisch" mit- ander zu vermengen — zwei Kategorien, welche, nach mel [2]), einander so fremd sind wie bei Spinoza das nken und die Ausdehnung, die sich nirgends berühren, il sie die Begriffe der Ding enach völlig Verschie- em fragen". [3])

Es ist erstaunlich, dass eine Richtung, deren kehrtheit so auf der Hand liegt, derartig viele An- ger zählt. Seine neuesten Triumphe feiert der itivismus ja in den wissenschaftlichen Präliminar- arbeiten zum Vorentwurf für ein Deutsches Strafgesetz- buch. Diese Arbeiten bestehen bekanntlich in einer zahllose Bände umfassenden „Vergleichenden Darstellung des deutschen und ausländischen Strafrechts". Ich bin Ketzer genug, die Ströme Schweisses, die sitzsame Gelehrte bei dieser Gelegenheit vergossen haben, für annähernd umsonst vergossen zu halten. Denn über die Richtigkeit der von einem idealen Strafrecht anzu- strebenden Zwecke kann die Vergleichung nicht das mindeste lehren; ob Fruchtabtreibung beispielsweise strafwürdig sei, geht nicht daraus hervor, dass sie in Oesterreich, Luxemburg, Siam oder Venezuela tatsäch- lich bestraft wird. Ueber die Tauglichkeit der Mitte aber zu (unproblematisierten) Zwecken kann man sich doch nur ein Urteil bilden, wenn man die Erfolge der in den verschiedenen Staaten angewandten Mittel miteinander vergleicht (Kriminalstatistik), aber nicht durch bruten Vergleich der die Mittel angebenden Normen. Von Kriminalstatistik jedoch bemerkt man in dem Werke wenig. Somit ist sein einziger Wert der: dass eine Reihe von Fachleuten sich zu den wichtig- sten de lege ferenda-Problemen ausgesprochen haben. Dies aber war durchaus auch ohne den „vergleichenden" Apparat möglich. Der Positivismus ist zeitraubend; weiter nichts; sowohl für die, die ihn ausüben, als auch für die, die seine Produkte lesen müssen. Er vermehrt (überflüssigerweise) die Kenntnisse, und be- reichert nicht die Erkenntnis. Es wird Zeit, dass ein homerisches Gelächter ihn hinwegfegt.

Unzureichend für die Beantwortung der Wert-Frage ist auch der Utilitarismus. Auf die Zweck- haftigkeit alles Rechts hinzuweisen, war vielleicht zu Iherings Zeiten verdienstvoll; heute ist das selbstver- ständlich und platt (in keinem Punkte hat Joseph Kohler mehr Recht als in diesem) — wiewohl nicht geleugnet werden soll, dass es auch gegenwärtig noch Esel gibt, die bestreiten, dass das Recht einen Zweck habe, und offenbar meinen, es sei zum Vergnügen oder aus Mystik da. Jedenfalls bedeutet „nützlich" überall „nützlich irgendwozu"; und wenn uns der Utilitarismus schon allenfalls die richtigen Mittel zu vorausgesetzten Zwecken anzugeben vermag, so lässt er uns doch im Stich, sobald wir ihn nach der Richtigkeit der Zwecke fragen; es sei denn, dass er diese Zwecke wiederum als Mittel zu höheren Zwecken nachweist; dann aber bleibt der Wert dieser höheren Zwecke eben problematisch! Der Utilitaris- mus eröffnet uns lediglich, dass überall das Nützliche geschehen soll; was aber nützlich sei — das ver- schweigt er. Er ist keine falsche Werttheorie, in- dessen eine unzulängliche.

Völlig verfehlt sind die Versuche der Material- Ethiker, Begriffe wie Glück, Lust, Freiheit, Macht, Kultur in die Formel des obersten Wertes einzusetzen. Das Recht ist eine soziologische Erscheinung; diese Begriffe aber sind aufs Soziolo- gische garnicht anzuwenden, denn sie sagen nichts aus über den typischen Fall des Rechts, den der Kol- lision. Im übrigen bezeichnet jeder dieser Be- griffe individuell verschiedene Zustände (Meier fühlt sich unter anderen Bedingungen „glücklich" als Müller; die „Freiheit", die ich meine, ist nicht die Freiheit, die du meinst), und selbst über die formale Bedeu- tung der Begriffe ist man sich keineswegs einig: Lorenz Brütt zum Beispiel, welcher die „Kultur" in das Zentrum seiner politischen Philosophie gestellt hat, hat gewiss etwas ganz anderes darunter ver- standen, als Simmel oder Breysig darunter verstehen. [1]) Vor allen Dingen jedoch sind diese Werte unbe- gründbar; so wenig ein Kenner der menschlichen Seele ihre tatsächliche Wirksamkeit in den Subjekten leugnen wird, so wenig wird der Kritizist ihre Legitimiertheit zugestehen können, als welche nur dann vorhanden wäre, wenn sie sich aus jeweils übergeordneten, allgemeineren, dem Begriff nach umfangreicheren Werten ableiten liessen, Diese bedürften dann wieder der Legitimation aus noch höheren: und der Regressus verliefe in infinitum. Simmel, in seiner prachtvollen „Einleitung in die Moral- wissenschaft", schreibt: [2])

„Immer nur ein Inhalt des Sollens kann auf einen andern zurückgeführt werden, aber an irgend einem bleibt es schliesslich als an dem ursprünglichen haften, von ihm entlehnen alle andern die Würde des Sollens, ohne dass er selbst sie von einer andern Instanz her- leitete. Identifizieren wir das Sollen mit irgend einem Inhalt und sei es selbst nur der des kategorischen Imperativs, so nimmt dieser an der ganzen Unbegründ- barkeit teil, die dem Sollen selbst eigen ist. Wenn der Metaphysiker eine letzte Substanz aufgefunden hat, aus deren Wesen sich alle Erscheinungen des Kosmos folgern lassen; wenn wir eine ursprünglichste Summe der Kraft entdeckt haben, die die Quelle für alle auf- zeigbaren Kraftwirkungen im Weltgeschehen bildet: so können wir weder fragen, woraus sich das Wesen jener Substanz erklären lässt, noch was die Ursache dieser Kraft sei, ohne unsere eben gewonnene Er- kenntnis selbst wieder in Frage zu stellen. Und ganz ebenso können wir nicht fragen, woher der letzte gesollte Inhalt, auf den wir kommen, sein Sollen be- gründen könne. Auch operiert alle Zurückführung der sittlichen Mannigfaltigkeit auf ein letztes Prinzip nicht eigentlich mit dem Sollen; sie schiebt es vielmehr von einem Inhalt auf den andern, indem sie nachweist, dass die einzelne Pflicht ihr Sollen nicht in sich, son- dern von jenem tiefsten zu Lehen trägt, zu dem sie im Verhältnis des Mittels steht. Nicht dass irgend eine bestimmte Handlung, zum Beispiel Fürsorge für die Familie, an sich Pflicht sei, beweist der monis- tische Ethiker, zum Beispiel der Utilitarier; sondern nur dies, dass jene Handlung das Glück der Gesamt- heit steigern helfe und sein soll, weil diese Glücks- steigerung sein soll; das Gesolltwerden dieser aber lässt sich nirgendwoher leiten, sondern nur als Tat- sache oder als Dogma aussprechen. Das Sollen be- gleitet die ganze Reihe von Ursachen und Wirkungen, die etwa von dem Geldverdienst für die Familie bis zur Glückssteigerung für die Allgemeinheit oder zur Erfüllung der kantischen Formel oder zur Realisierung einer Herbartschen Idee führt, ohne in ihr selbst eine Erklärung zu finden. Jedes Glied vielmehr erklärt sein Sollen aus dem Gesolltwerden des folgenden, und wo wir an dasjenige kommen, welches das Sollen nicht wieder von sich abwälzen, seine Dignität nicht mehr von einem andern herleiten kann, da bricht die Reihe ab und lässt es an diesem genau so unerklärt, wie es an dem ersten war: das Letzte, das wir er- klären können, ist das Vorletzte. Die Hauptfrage, weshalb denn die einzelne Tat gesollt wird, ist auf diese Weise nicht gelöst, sondern nur zurückgeschoben. So schiebt jeder höhere mathematische Satz die For- derung, seine Wahrheit zu beweisen, auf einen vorher- gehenden einfacheren, und dieser wieder weiter bis zurück zu den Axiomen, von denen alle andern ihre Wahrheit borgen und mit deren unbeweisbarer Gültig- keit sie stehen und fallen. So kann auch das Recht den Beweis für die Gerechtigkeit seiner höheren Be- stimmungen nur so führen, dass es dieselben als logische Folge gewisser letzter Prinzipien aufzeigt, die einfach als Recht hingenommen, aber nicht bewiesen werden können." [1])

An dieser peinlichen Situation des normativen Nach- denkens bewährt sich die erkenntnispsychologische Regel, dass nicht bloss jede causale (genetische), sondern auch jede teleologische (systematische) Betrachtung zu einem unendlichen Regress führt. Für unsere Vernunft, wie sie nun einmal organisiert ist, besteht nicht nur keine „letzte Ursache", sondern auch kein „letzter Grund". So wie jede Ursache nur als Wirkung einer früheren Ursache angesehen werden kann, also auch eine „letzte" nur als die Wirkung einer sozusagen „hinterletzten", gerade so kann auch jeder Grund nur als die Folge eines logisch übergeordneten Grundes erscheinen. Wie man der Behauptung von der „letzten" Ursache eines Seienden entgegentreten müsste mit der skeptischen Frage: Wovon ist diese Ursache die Wirkung? — entsprechend muss man jedweder Be- hauptung vom „letzten" Grunde eines Sein- sollenden begegnen mit der Frage: Woraus ist dieser Grund die Folgerung?

---

[1]) Vergleichen Sie: v. Liszt: Strafrechtliche Auf- ze und Vorträge II, 422; Zeitschrift für die gesamte afrechtswissenschaft XXVI, 553; Vergleichende Dar- lung des deutschen und ausländischen Strafrechts, onderer Teil, Band V, Seite 4–6

[2]) Philosophie des Geldes, Seite 7

[3]) Vergleichen Sie gegen den Positivismus (oder udo-Empirismus):

Radbruch, Aschaffenburgs Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform II, 423

Kantorowicz, Aschaffenburgs Monatsschrift IV, 92 ff

R. Wassermann, „Begriff und Grenzen der Kriminalstatistik", 1909, § 2

Somló, Archiv für Rechts- und Wirtschafts- philosophie III, 510 ff

Hiller, Aschaffenburgs Monatsschrift VI, 624 ff

[1]) Ueber den Begriff der „Kultur" vergleichen Sie: Hiller, in der Wochenschrift „Der Sturm", 1910, Nummern 24–26. — Gemeint ist übrigens Brütts Werk „Die Kunst der Rechtsanwendung", 1907, darin besonders § 8.

[2]) 1892, Band I, Seite 13—15

[1]) Man gestatte mir bei dieser Gelegenheit eine persönliche Bemerkung. Ich muss gegen den Vorwurf protestieren, dass ich es liebte, längere Stellen aus Autoren wörtlich zu übernehmen. Freilich liebe ich das, und zwar aus gutem Grunde. Wozu veröffent- lichen die grossen Denker ihre Wahrheiten, wenn nicht der, der sie findet und begreift, sie weiterträgt? Und in welcher Form kann man einen wertvollen Gedanken wohl besser weitertragen als in der, die sein Vater ihm gegeben hat? Nur Skribifaxe, die aller Originalität bar sind, fühlen sich verpflichtet, um ja die Maske der Originalität zu wahren, anstelle ehrlicher Zitate selbständig verballhornte „Darstellungen" oder schiefe „Extrakte" zu liefern. Ich für mein Teil muss es ablehnen, eine Idee Simmels oder Nietzsches besser formulieren zu wollen als Simmel oder Nietzsche es getan haben.

In dieser erkenntnispsychologischen Eigentümlichkeit (die übrigens jedermann mittelst introspektiver Analysis als Tatsache bei sich feststellen kann) gleichen sich die sonst so ungleichartigen Grössen Physik und Ethik; ein oberstes Erklärungsprinzip will erklärt, ein oberstes Rechtfertigungsprinzip will gerechtfertigt sein! So wenig wie eine causa sui passt eine ratio sui in den menschlichen Denkapparat hinein. (Dies ist eine Beute, die dem Skeptizismus für alle Ewigkeit nicht mehr wird entrissen werden können.)

Das Wissen um die Unbegründbarkeit oder Dogmatizität jedes materialen Sollens hat nun den scharfsinnigen Kant dazu verführt, ein formales Sollprinzip aufzusuchen. „Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne."[1]) Nun ist zunächst dieses Prinzip doch nicht ganz so formal wie es ausschaut; es gibt doch eine Tugend-Anweisung von ganz bestimmtem (sozialen) Inhalt. Es ist keineswegs selbstverständlich, dass wir so handeln sollen, dass das Prinzip unseres Willens geeignet ist, zugleich das einer für Alle geltenden Gesetzgebung zu sein. Der kritische Geist hat hier durchaus weiter zu fragen, welches denn der ethische Grund dieser Forderung der Allgemeingültigkeit von Handlungsmotiven sei. Aber sehen wir selbst hiervon ab und nehmen tatsächlich reine Formalität des kategorischen Imperativs an (wobei dann die Forderung der Allgemeingültigkeit, als mit dem Sollen identisch, das Sollen nur analytisch ausdrückte), so enthält der Imperativ eben nur das allgemeine Tugendgebot: „handle so, wie du handeln sollst"; — wie ich nun aber handeln soll, sagt mir die formale Formel mit nichten! Kenne ich die Maxime, die jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann, dann brauche ich, sofern ich nur überhaupt tugendsam, das heisst ein Mensch von „gutem Willen" bin, garkeinen Imperativ, weder einen in kantischer noch einen in deutscher Sprache; denn der Fall des inneren Konflikts ist dann ausgeschlossen; komme ich aber ins Dilemma, kenne ich die zur Gesetzmässigkeit taugende Maxime nicht (und dies ist doch wohl eigentlich die psychische Situation, für die es der Ethik bedarf und auf die jede Ethik abgestellt sein muss), dann nützt mir der formale Imperativ nicht ein Pfifferling Er enthüllt sich dann als eine recht stroherne Erfindung, als — Tautologie. Er äussert: ich solle so handeln, wie ich handeln soll. Wenn ich aber um des Himmels Willen nur wüsste, wie ich handeln soll! — [2])

---

[1]) Kritik der praktischen Vernunft, I. Teil, I Buch, I Hauptstück, § 7

[2]) Vergleichen Sie hierzu auch den klugen Essay „Politik als Wissenschaft und Philosophie" von Kurt Peschke, im „Archiv für systematische Philosophie" XVI, Seite 332 ff., insbesondere Seite 338.

Fortsetzung folgt

Der Kaiser von Utopia

Ein Volksroman

Von Paul Scheerbart

LXXXVI

Der Mantel und der Käseberg

Als der Herr Sebastian als Doppelgänger des Kaisers auf dem Markte von Schilda erschien, da hatten die Schildbürger gerade eine halbe Stunde vorher die Nachricht bekommen, dass der Kaiser in Ulaleipu bereits vier Tage anwesend und dort krank geworden sei; die explodierenden Leichen hatten alle Telegraphenlinien so in Anspruch genommen, dass nicht einmal der Tod des Moritz Wiedewitt früher bekannt geworden war.

Während nun nachher die Schildbürger auf ihrem Markte standen und warteten, trafen weitere Nachrichten ein — auch die vom Tode des alten Oberbürgermeisters Wiedewitt Und das alles steigerte noch die Verwirrung, so dass die Schildbürger erst bei Morgengrauen wagten, in den goldenen Löwen zu dringen, und dort die Türen zu den kaiserlichen Gemächer aufzubrechen.

Und da fand man nun alles in schönster Ordnung; der rote Mantel lag auf einem Divan und auf dem roten Mantel lag die rot und weiss gestreifte Kappe des Oberbürgermeisters.

Die Fenster waren fest verschlossen; das hatte der Herr Sebastian von aussen mit der Strickleiter bewirkt, an der sich ein sinnreicher Mechanismus befand.

Die Sache war allen unbegreiflich.

Schliesslich redete der Regierungssekretär Käseberg zu den Schildbürgern folgendes:

„Meine Herren! Wir wissen vom menschlichen Leben nicht viel Genaues Wir wissen, dass das Kaiserreich Utopia östlich von Kallekutta liegt — und damit ist bekanntlich nicht viel gesagt. Wir wissen, dass der Kaiser Philander sechs Monate hindurch unser Oberbürgermeister war. Aber das wissen wir auch nicht sehr genau. Ich glaube, wir tun gut, wenn wir annehmen, dass ein Doppelgänger des Kaisers unser Oberbürgermeister war. Und da ein Doppelgänger ein Geist ist, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn dieser Geist jetzt unsichtbar ist. Ich schlage deshalb vor: legen wir Mantel und Kappe im Rathaus nieder und lassen wir den Geist auch fürderhin Oberbürgermeister von Schilda sein — auch wenn er unsichtbar bleiben sollte. Vielleicht wird er uns nochmals sichtbar. Wählen wir aber keinen neuen Oberbürgermeister — wir haben zwei in einer Nacht verloren."

Und man tat, wie Herr Käseberg vorgeschlagen hatte.

LXXXVII

Der Kaiser Philander im Hintergrunde

Diejenigen, die noch an der bunten Krankheit darnieder lagen, wurden jetzt sämtlich gesund — und die Leichen derer, die an der bunten Krankheit gestorben waren, explodierten in den nächsten drei Wochen allesamt, so dass die furchtbare Krankheit plötzlich von der Bildfläche verschwand und den anderen Lebensinteressen wieder Spielraum liess.

Da kam nun gleich die kräftige Agitation der Priester in den Vordergrund, und der verschwundene Herr Bartmann wurde täglich berühmter.

In der Literaturzentrale erschienen verschiedene Schriften, in denen das Benehmen das Kaisers Philander scharf getadelt wurde; gerade in der schwersten Zeit der Verwirrung hatte sich der Kaiser in Schilda aufgehalten — und über die Doppelgängergeschichte konnte der Kaiser auch nichts aufklärendes sagen.

Kurzum: Der Kaiser kam in den Hintergrund, und der Bartmann wurde immer höher gestellt, und man schätzte es durchaus nicht, dass der Kaiser für den Bartmann eintrat — das erschien allen ganz selbstverständlich.

Der Kaiser lachte sehr oft, wenn er allein war.

„Fehlt nur noch," sagte er, „dass sie den verschwundenen Bartmann zum Kaiser machen wollen! Jawohl — es ist nicht so leicht, Gedankenkaiser zu werden — besonders dann nicht, wenn man verpflichtet ist, eine sichtbare goldene Krone zu tragen."

Aber etwas verstimmt sah der Kaiser bald aus.

LXXXVIII

Die Umgewandelten

Die Erfolge der priesterlichen Agitation waren in kurzer Zeit ganz grossartige; überall regte sich ein grosses Interesse an dem innerlichen Leben des Menschen.

Jetzt erst kam es allen zum Bewusstsein, dass viele Tausende in den letzten Monaten starben; man zählte ungefähr siebzigtausend Tote. Und die Trauer im Lande machte alle anders, so dass man nur noch ernste Gesichter sah.

Und so war es nun natürlich, dass die Priester überall aufmerksames Gehör fanden. Alle einfachen Vergnügungen mied man; die Utopianer kamen sich selber ganz umgewandelt vor.

Lange Wochen hindurch wars so, als könne man sich immer noch nicht zurechtfinden; die Naturereignisse wirkten nach.

LXXXIX.

Die Kaiserin

Der Kaiser Philander zeigte auch nur noch ein ernstes und sorgenvolles Gesicht.

Und die Kaiserin Cäcilie deutete dieses Gesicht ihres Gemahls ganz anders, als die andern.

„Es ist Dir", sagte sie, „doch nicht so ganz recht, dass der Herr Bartmann so die Utopianer beschäftigt, nicht wahr? Weisst Du, was ich immer geglaubt habe?"

„Nun?" fragte der Kaiser.

„Ich glaubte," versetzte die Kaiserin, „Du selbst seist der Bartmann gewesen."

Der Kaiser erschrack und sah seine Gemahlin lange an und wusste nicht recht, ob er ihr trauen sollte, und grübelte immerzu darüber und sah sie immerzu gross an.

Da sprang die Frau Cäcilie auf und lachte und sagte:

„Jetzt weiss ich, dass das stimmt."

Da fiel der Herr Philander darauf hinein und gab alles zu.

Aber da wurde die Frau Cäcilie sehr unruhig und fragte leise:

„Wer weiss es denn noch?"

„Es wissen das," versetzte der Herr Philander, „nur noch die Herren Haberland und Sebastian."

„Werden die," fragte Frau Cäcilie, „auch schweigen?"

„Wenn Du nur schweigst!" antwortete darauf ihr Gemahl.

„Ich schweige," sagte Frau Cäcilie.

Und dann erzählte der Philander seiner Frau alle seine Abenteuer ganz genau.

Und die Kaiserin musste oft so lachen, dass ihr die Tränen über die Backen rollten.

XC

Der Orkan an der Sturmküste

Der Meeressumpf an der Sturmküste war noch immer nicht zur Ruhe gekommen, die Schlammassen wälzten sich und rumorten ohne Unterlass — nur die Irrlichter zeigten sich nicht mehr.

Da brach abermals ein furchtbarer Orkan über dem Meeressumpf los, und aus dem Sumpfe schlugen plötzlich abermals ganz hohe Flammen heraus und lösten sich von der Erde los und wirbelten hoch in die Lüfte hinauf.

Es sah schrecklich aus.

Die Gelehrten vergassen bei diesem neuen Ausbruch des unterseeischen Vulkans die photographischen Apparate und starrten wie abwesend das neue Wunder an und fürchteten, dass jetzt abermals jene entsetzliche bunte Krankheit kommen würde.

Dann aber gabs einen ohrenzerreissenden Lärm, und der ganze Meeressumpf sank in die Tiefe, so dass ein meilengrosses Loch entstand, in das nun die Meeresmassen polternd hineinstürzten.

Dass die Granitfelsen der Sturmküste bei diesen Erschütterungen stehen blieben, kam allen als das grösste Wunder vor.

Und von dem tiefen Loch wurden soviele Meeresmassen aufgesogen, dass das Meer an allen Küsten zurücktrat und sich viele neue Inseln bildeten.

XCI

Die Geisterscharen

Die Flammen aber, die zum Himmel hinauflloderten, stiegen immer höher in den Weltenraum empor — und sahen oben wie grosse Geisterscharen aus.

Und die Gelehrten erklärten plötzlich einstimmig: das sind Geister der Tiefe, die da oben im Raum leben — das sind gar keine Flammen.

Ganz Utopia starrte nachts den Himmel an und sah, wie sich oben die Flammen veränderten und, wie es allen vorkam, sich zu körperlich wirkenden Gestalten umbildeten.

Dieses Naturereignis wirkte so mächtig, dass fast alle Utopianer volle acht Tage hindurch nicht einen Augenblick schlafen konnten.

e Sternwarte des Herrn Haberland

Als sich die erste Aufregung ein wenig gelegt hatte, l die Ermüdung eintrat, da bat der Herr Haberland Kaiser, die Erlaubnis zu geben, dass sofort auf höchsten Bergen des Landes ein Dutzend neue ige Teleskope aufgestellt würden.

Und der Kaiser erfüllte natürlich den Wunsch des r Haberland; der Staatsrat bewilligte sehr grosse nmen.

Und dann wurden die Geisterscharen mit den alten eskopen fortwährend beobachet, und die zwölf neuen eskope wurden so schnell wie möglich fertiggestellt, die Beobachtungen in umfangreicherem Masse fort-etzen.

Und diesen Beobachtungen gegenüber traten alle eren Interessen des Landes für mehrere Wochen in Hintergrund.

Und dann gab es eine Flut von Büchern, die das sen der neuen Geisterscharen festhalten wollten; er veränderten sich die Flammengebilde so häufig l oft so schnell, dass man an ihre Geisternatur liesslich nicht mehr glauben wollte.

Sehr viele Gelehrten hielten aber doch daran fest, s die Flammen nicht einfache Flammen sein könnten.

Das Leben im Innern der Erde beschäftigte die pianer bald mehr als das Leben auf der Oberfläche Erde.

Schluss folgt

donia

n Per Hallström

Fortsetzung statt Schluss

Sie zogen des Morgens hin, als die Sonne ihnen den Bergen entgegensprang, rot und bebend wie blutiges und lebendes Herz, sie jauchzten im Lichte, l die Harnische brannten, und die Gewänder flammten Pracht gegen die langen Schatten des Morgengrauens. Jathar, der Priester, wusch sich im Brunnen Rogel l legte seine Kleider an; er leuchtete in Gelb und senrot, und die Steine des Schildes blitzten, dann er den Hügel hinan, ihm nach die wogende Schar. ei Diener führten einen Stier an tiefgebeugten Hörnern, zum Boden schnaubte und unruhig stampfte.

Nun beugten sie seinen Kopf rückwärts, so dass Hals sich spannte, und Ab Jathar ergriff das Messer l schnitt. In kräftigem Strahl schoss das Blut mit slich warmen Duft hervor, und ein Priester fing es einer Bronzeschüssel auf, wo es, quirlender Purpur, zum Rande stieg; wie ein Turm fällt, wenn der und untergraben wird, so sank das Tier auf seine ftlosen Knie, und die Erde seufzte unter seiner t.

Ab Jathar nahm das Blut und goss es in die ibe des Steines, und alle sahen an der leise wir-nden Bewegung der Luft, wie ein Dampf emporge-gen ward und hoch aufstieg, als würde er von ftigen Atemzügen eingesogen. Das war Jehovah, Adonias Opfer prüfte und es gut fand, und Adonia kte freudig zusammen.

Ab Jathar tauchte seinen entblössten Arm hinab len aufgerissenen Bauch des Stiers und ergriff die Häute Magens mit ihrem gelben Fett, legte Kuchen von Honig l Mehl darauf und hob seine blutige Bürde zum nmel. Seine Augen spannten sich mit zusammen-zogenen Pupillen, seine Mundwinkel zitterten, die rne zitterte, aber der rote Arm war unbeweglich, l er sprach, und seine Stimme war laut und singend der Klang von Posaunen.

„Adonia, Davids Sohn, Adonia, des Königs Sohn ngt das Opfer dar!"

Auf den Stein hatten die Diener einen Stapel von rzgeschnittenem Holz gelegt; nun breitete Ab Jathar n Opfer darüber und entzündete den Scheiterhaufen t einem Feuerbrand. Eine lange hungrige Flamme g sogleich gelb und rauchend aus dem harzigen lze auf, züngelte an dem Blute entlang und wies ade empor, wie ein Finger in die stumme Luft.

Ein Gemurmel des Jubels verbreitete sich rings-her, denn das kündete Gutes, und Adonia blickte siegesgewiss nach den Hügeln der Stadt hinüber. Neue Opfertiere wurden herangeführt. Stiere, die vor dem Blutgeruch bebten, Hammel, die blutgesprenkelte Augäpfel nach aussen drehten. Ihre Kehlen röchelten und gluckssten unter dem Todesstreich. Ihre roten Körper wurden kunstfertig zerstückelt, dass das Blut in der Haut zurückblieb und kein Tropfen zur Erde fiel, der Scheiterhaufen zischte von dem feuchten Fleische, und aus den dunklen Flammen fiel schwarzer blanker Russ Die Luft war lau von Blut, salzig von Blut, sie liess die Nüstern sich weiten, von dem fetten Steine schoss das Opfer wie eine Riesenblume aus Blut und Flammen, im Rauch stand die Sonne blut-rot, ohne Strahlen. Aller Hirne wurden von einem Taumel ergriffen, die Luft wogte und wirbelte, die Augen glänzten vor Verzückung, die Lippen lachten vor Grausamkeit und von dem Jubel der Stunde ward Adonias Zukunft wie ein Banner getragen, das vom Winde geblaeht wird. Aber noch einmal zitterte Adonia in Unruhe, als er sein letztes Opfer brachte, zwei Tauben. Die anderen begriffen nicht, warum er sie opferte; es geschah für Abisag und ihn, damit sie sein würde.

Als die Hälse der Vögel abgedreht und die blau-grauen Flügel geknickt waren und sie in den Scheiter-haufen geworfen wurden, flatterten sie in dem starken Zugwind und wurden fast brennend emporgehoben, verzehrt und verschwanden Es dünkte Adonia, dass Jehovah sie in Gnaden angenommen habe, und er ver-mochte seine Freude kaum zu tragen. Nun war sie sein, nun war alles sein.

Als der Scheiterhaufen niedergebrannt war, ver-sammelte man sich unterhalb des Hügels, wo das Fleisch der Opfertiere zubereitet wurde, man ass und trank, und der wilde Triumph der Opferung wandelte sich in lärmende Freude.

Man nannte Salomos Namen und höhnte ihn unter Lachen und Schimpfworten, man rechnete die Anzahl der Opfer zusammen — nie hatte er so viele gebracht. Mit wohllautenden und schönen Worten suchte er seinen Gott zu gewinnen, mit reinen Kleidern und Waschungen; wie würden seine kargen Lippen erstaunt sein, wenn er so viel Blut gesehen hätte! Behutsam wie eine Arche des Herrn schritt er dahin, eine Stein-tafel hatte er in der Brust an Stelle des Herzens. Er sollte hier sein, Salomo, und sehen, ob er es wagte, der König von Kriegern zu werden, er, der Metze Bath Sebas Sohn — sie sollte hier sein, die Hündin! Bei ihren Haaren würde man sie ergreifen, sie, Adonias Feindin, und ihr Gesicht in die blutigen Häute drücken, sie, Urias blutige Witwe, und ihre ge-malten Nägel würden sich in die Erde einkrallen vor Scham.

Sie waren berauscht vom Triumph und übersatt an Nahrung, sie drohten mit den Waffen gegen Edom und Syrien, gegen Ammon und Tyrus und schworen bei Adonias Namen. Joab trat vor und rief ihn zum König aus, und aus weitoffenen Lippen riefen alle mit. Ein Wirbel von Stimmen, die emporgeschleudert wurden und zusammenstiessen und hinaushallten, eine Säule von Jubel und Triumph, die den Himmel trug, und der Sonne schmelzendes, blendendes Feuer leuchtete zu Adonias Ehre.

Er nahm die Huldigung mit gelassenem Blick ent-gegen. Jetzt, da er das Begehrte sicher und zum Greifen nahe hatte, bebten seine Hände nicht länger vor Verlangen; Wie Feuer mit Feuer vereinte sein Wesen sich mit der Macht. Nur der Gedanke an Abisag schnürte seine Kehle in ungestümen Begehren zusammen und liess vor seinem Blick lockende Fahnen flattern.

Ein Schrei stieg über die Höhen wie eine Antwort, und ein paar schrille Töne aus Pfeifen schwangen sich hoch auf und tanzten in Freude Frauenstimmen, Männerstimmen, tausende von Stimmen. Es musste die ganze Stadt sein, die aus wiederhallenden Mauern ihren Triumph hinaussandte. War das Gerücht schon dorthin gedrungen.

Das Murmeln und Rauschen sang und stieg wieder, und näher kam es mit dem trillernden Zwitschern der Pfeifen, und aus dem Schrei drang ein Wort, ward halb erhoben und sang wieder unter, brach einmal ums andere vor, bis man es ahnend verstand und erbleichende Lippen „Salomo" und „König" flüsterten.

Es kamen Gerüchte, verwirrtes Flüstern, wider-sprechende Rufe. Von einem Felsen glaubten einige zu unterscheiden, wie das Feld in der Ferne von wehenden Tüchern und ausgestreckten Armen wogte, da nahte eine Bote: „Salomo ist König. Zu David ist sie gegangen, Bath Seba, und hat ihn an ein Ver-sprechen erinnert. Bei Gihon ist Salomo gekrönt, mit Oel aus dem Tabernakel; er hat auf Davids Stuhl gesessen und David hat ihn gesegnet; das Lärmen, das ihr hörtet, das waren die Freudenschreie des Volkes."

Da zerstreuten sich schnell Adonias Freunde vor der Gewissheit, dass alles vergeblich war. Und Adonia fürchtete für sein Leben und ging, eine Freistatt zu suchen in des Herrn Tabernakel.

Ein schwerer blauer Rauch lag dort drinnen, und der Schein der Armleuchter drang nicht bis zu dem Cherubim der Tapeten. Die Luft war drohend un-gewiss — man sah nicht wie gross der Raum war — und erfüllt vom Duft des Räucherwerks. Aber vom Brandopferaltar draussen drang ein ekler Duft von verbranntem Fett herein.

Die Bundeslade stand unter den beschwingten Gestalten des Gnadenstuhls, davor glänzte der Rauch-opferalter. Adonia umklammerte ihn mit den Händen, sein Leben zu schützen; er klebte vom Versöhnungs-blut und entglitt schlüpfrig seinem Griff. Dort ver-weilte er, indess ein Bote Salomo seine Unterwerfung kündete.

Als seine Augen sich an die dichte Luft gewöhnt hatten, sah er rings um sich alles, bis hinein in die Ecken. Die Wände waren dunkel vom Rauch, und hier und dort sickerte ein schwarzer Blutstropfen. Die seltsamen, länglichen Augen des Cherubim starrten grausam und kalt an ihm vorbei. Die Engel an dem Gnadenstuhl blickten sich starr in die goldenen Ge-sichter; er erbebte und erwartete seinen Tod. Der schwere Duft des Räucherwerks machte seine Gedanken stocken. Er wusste nicht, wie lange er starr dort stand und das blutige Gold kalt unter seiner Hand fühlte, seine Augen hefteten sich immer fester an die starrenden Kugeln der Engelsköpfe und voll Entsetzen grübelte er, was ihr Blick wohl bergen möge.

Er sah ihre Häupter sich beugen und der Rauch unter ihren Flügeln verdichtete sich und ward von einem trocken glühenden Schein durchleuchtet. Und in dem Scheine brannte ein Licht, ein blendendes zackiges Licht von drohender, schreckensvoller Gestalt Adonia glaubte, Jehovah zu sehen. Den Gott der Heerscharen, der Mauern bricht und eherne Spiesse zertritt wie Rohr, den Gott der Wüsten, dessen Macht sich spiegelt in dem brennenden roten Sande, den Gott der Gesetze.

Schluss folgt

Gelesenes und Erlebtes

Glaube und Heimat

Der Wert dieser „Tragödie eines Volkes" entspricht seinem Titel. Schiller ins Oesterreichische übertragen. Zum Schluss allgemeine Rührung Der Reiter, der nur immer so im Blute schwimmt, in lutherischem natürlich, bricht zusammen, als er den Boden des Glaubens be-tritt. Er „tritt sogar sein Schwert mit wildem Tritt entzwei." Das Zusammenbrechen geschieht neben den Brunnenpfeiler. Mehr kann man nicht verlangen. Im Uebrigen charakterisiert Schönherr, der Autor, durch szenische Bemerkungen. Fast jede handelnde Person spricht einmal „gewaltig." Sie meint es aber nicht so schlimm. Die Weiber „erschauern" meistens „in Ehr-furcht." Auch brechende Augen und gezogene Pallasche sind reichlich vorhanden. Der Hauptheld hat zum Beispiel während fünf Sätze folgendes zu leisten: „Es arbeitet mächtig in seinem Innern," „als wäre er zu einem festen Entschluss gelangt," „innerlich flammend," „bemüht sich umsonst," „zitternd vor in-nerer Erregung," „der Toten gut zuredend wie einem störrischen Kind," „immer eindringlicher und gewaltiger," (ha!) „seinem innern Entschlusse Worte leihend". Un-mittelbar darauf glüht er noch von innen heraus und schreit auf. Sonst denkt man beim Lesen des Stückes an Anzengruber und Gerhart Hauptmann und ist beglückt, dass das deutsche Volk und das oester-reichische vom ersten Diener des Staates bis zum letzten Sklaven wieder mal einen Dichter gefunden hat

Der Verleger Schönherrs legt einen Prospekt über einen nur druch den Bauernfeldpreis ausgezeichneten Roman „Die Glocken der Heimat“ bei, dem Natürlichkeit, Gradheit, Klarheit und eine bedeutsame Erweiterung des Begriffs Heimatkunst nachgerühmt wird und der brausende Erotik und deutsche Choräle in sich vereinigt. Ich werde das Buch nicht lesen, weil Peter Rosegger behauptet, es sei ein ragendes Zeichen der Zeit und mehr als ein Buch. Ich begnüge mich mit Büchern. Nur keine Zeichen der Zeit!

Zeichen der Zeit

Die ganze Presse ist ausser sich vor Vergnügen über das in Nummer 55 dieser Wochenschrift veröffentlichte Gedicht „Dämmerung“ von Alfred Lichtenstein. Die meisten begnügen sich, es mit dem esprithaften Zusatz: „Wirklich dämmerhaft, nicht?“ wörtlich abzudrucken. Was dem Autor reichliche Honorare bringen wird Wie man dichten muss, zeigt der Generalanzeiger für Elberfeld-Barmen. Er veröffentlicht sozusagen als Gegenbeispiel ein überaus herziges Gedicht, dessen erste Strophe die Leser des Sturms durch seine Morgenstimmung für die Dämmerung entschädigen mag.

Es sprang der Frühling ins Land herein . . .

Es sprang der Frühling ins Land herein
Mit lautem Juchhei! und Frohlocken,
Und durch den Jubel zitterten fein
Schneeglöckchens silberne Glocken.
Die schäumenden Bäche rauschten zu Tal;
Herr Starmatz war guter Dinge.
Und in dem funkelnden Sonnenstrahl
Tanzten die Schmetterlinge!
Schon sah man im leuchtenden Spitzenkleid
Den Kirschbaum im Wiesengrund prangen — —
Du sonnige, wonnige Frühlingszeit:
In deiner strahlenden Herrlichkeit
Kommt singend das Glück gegangen —
Kommt singend das Glück gegangen!

Der Erfurter Allgemeine Anzeiger stellt fest, dass Herr Alfred Lichtenstein höllisch ernst genommen werden will. Ich weiss nicht, ob sein Ehrgeiz sich auch auf Erfurt erstreckt. Endlich sei zu diesem Kapitel noch bemerkt, dass die Frankfurter Zeitung den oben zittierten esprithaften Zusatz der „Wahrheit“ des Herrn Bruhn nachdruckt.

Die literarische „Wahrheit“

Man sollte Herrn Jacobsohn zusammen mit Herrn Bruhn blau schlagen. Herr Jacobsohn gibt in Berlin ein kleines Theaterblättchen heraus, das sich mit der „Verwissenschaftlichung des Tinterltums beschäftigt und dessen Notizenteil eine gute Handhabe bietet, sich jeweils über den Stand des psychologischen Schmocktums in Deutschland zu informieren.“ So charakterisiert Karl Kraus einfach und würdig die Tätigkeit des Herrn Jacobsohn. Kein Wunder, dass dieser Grieche sich herostratisch fühlt, vor der Tat aber zurückschreckt und Herrn Wittels aus Wien als starken Mann vorschickt. Die Arbeiten des Herrn Wittels sind, so weit sie nicht wörtlich denen des Karl Kraus entnommen sind (Knockabout) so trostlos, dass jeder Witz versagen muss. Der Arzt Wittels kann nur noch medizinisch behandelt werden. Um der „Wahrheit“ die Ehre zu geben, lässt sich ferner Herr Jacobsohn von einem gewissen Harry Kahn eine Schmähschrift über Alfred Kerr schreiben. Der Herr Kahn bildet sich ein, den Kerrschen Stil zu treffen, indem er dem eigenen breiigen Quatsch willkürlich zahllose Interpunktionen hinzutut. Es wäre unbillig, den Sturm gegen einen Kahn loszulassen. Wer so steuerlos ist, geht selbstätig unter. Nur das bekannte deutsche Montagsblättchen ist entzückt. Es versucht den Untergang des Kahns aufzuhalten, in dem es aus seiner Pfütze munter gegen Kerr spritzt. „Wir machen in folgendem unsere Leser mit Herrn Alfred Kerr bekannt. Herr Kerr ist seit Jahren bemüht, als berliner Theaterkritiker durch seine Stilverrenkungen Aufsehn zu erregen. Was diese bisher nicht vermochten, hat nun der grosse Bluff zu Stande gebracht.“ Diese Lüge wagt das Montagsblättchen drucken zu lassen. Anonym natürlich. So dreist diese Sätze zu unterschreiben, ist niemand. Herr Jacobsohn ist auch der Theaterkritiker des Montagsspektakels. Die Wahrheit färbt ab. Auch die „Grosse Glocke“ hat ihre „literarische“ Nachahmung gefunden

Der Prozess

Herr Justizrat Hoffstaedt, Schwager und Rechtsbeistand des Inhabers der Firma Egon Fleischel & Co., fühlte sich durch den Beitrag Der Klüngel in Nummer 37 dieser Wochenschrift beleidigt. Ich nannte ihn dort einen dreisten Juristen und wurde deshalb vor Gericht freigesprochen. Zu einer Geldstrafe von zwanzig Mark wurde ich wegen eines Briefes an denselben Mann verurteilt, in dem ich ihm vorwarf, etwas wider besseres Wissen behauptet zu haben. Das Gericht sah in diesen Worten eine formale Beleidigung.

Gegen die Verurteilung habe ich Berufung eingelegt. Nach ihrer Erledigung werde ich mich über den Fall selbst äussern.

Trust

Offener Brief

Sehr geehrter Herr Schmied!

Sie wünschen meine Ansicht über Ihre Bücher kennen zu lernen. Sie „hassen“ mich seit Jahren, wie Sie mir versichern, weil ich ihre Kinder gemordet habe. Weil ich den Knaben Carlos und Nikolas, den Helden Ihrer Bücher lieblos gegenüberstehe. Ich habe Ihr erstes Buch „Carlos und Nikolas Kinderjahre in Argentinien“ ein zweites Mal jetzt gelesen, ich habe Ihr Buch „Carlos und Nikolas auf dem Meere“ ein erstes und zweites Mal gelesen und — so leid es mir tut — ich kann mich nicht zu Ihren Büchern bekennen. Wohl aber zu Ihnen. Wir haben uns ausgesprochen, wie man das so nennt. Und ich gewann den festen Eindruck, dass Sie eine Persönlichkeit sind, das heisst ein Mensch, der aus sich und in sich gegründet ist. Aber Sie haben nicht Wurzel fassen können in Ihren Büchern Sie haben mir Episoden Ihres zweiten Buches erzählt, die mir imponierten und die zweifellos in Ihrer Erzählung einen künstlerischen Wert besassen. Ich suchte sie mit Spannung in Ihrem zweiten Buch, Sie schrieben sie nicht auf. Oder besser gesagt: sie sind nur stofflich, embryonal vorhanden. Das Wichtige, Entscheidende: das Künstlerische fehlt. Was Sie in der Erzählung mit geradezu grandioser Plastik und dichterischer Kraft gaben, ist spurlos verschwunden. Wenn ich will, kann ich mir natürlich Ihr Gewolltes rekonstruieren. Als Künstler sind Sie gezwungen, den Leser zu sich zu zwingen. Was ist das für eine Kunst, die auf den guten Willen des Lesers angewiesen bleibt, was ist das für ein Leser, der zu einer Wirkung auf ihn selbst Sie erst persönlich bemühen muss. Sie sind ein vornehmer Mensch. Sie hassen das „Offenbaren“, Sie wollen nicht unterstreichen, sagen Sie. Aber Kunst bleibt nun einmal eine Sache des Unterstreichens, des Betonens, der Prostitution der Persönlichkeit. Hier gibt es nur eine Methode der Vornehmheit: nichts zu veröffentlichen. Das Künstlerische liegt nicht nur im sogenannten Produzieren, es liegt nicht im Werk, wenn es nicht im Menschen ist. Da Sie aber, wie die Bücher beweisen, das Bedürfnis zur Offenbaruug fühlen, so habe ich das Recht, in Ihren Werken das zu suchen und zu finden, was Sie als Mensch geben. Ihre anderen Freunde sind in Kunstdingen offenbar loyaler als ich. Ich habe mich nie, weder für mich noch für andere, mit dem Willen begnügt. Kunst muss gekonnt sein.

Dennoch: Sie sind ein Mensch, von dem ich Künstlerisches erwarte. Die Knaben Carlos und Nikolas werden älter, vielleicht kann ich den Männern Carlos und Nikolas die künstlerische Anerkennung entgegenbringen, die ich als kunstwahrer Mensch den Knaben versagen muss. Ich hoffe es, und Sie können versichert sein, dass es mich herzlich freuen würde.

Ihr
H. W.

Rudolf Johannes Schmied: Carlos und Nikolas Kinderjahre in Argentinien / Carlos und Nikolas auf dem Meere. Verlag Erich Reiss Berlin W.

Warum?

Von Quintus Fixlein

Ich bin in ihren Augen ein Nichtstuer, der sich das Recht, sich frei bewegen zu dürfen, ohne Berechtigung angemasst hat. Gott mag wissen, ob sie ein Recht haben, mich so hart zu verurteilen und den Saft ihres Kautabaks so verächtlich hinter mir herzuspritzen, wenn ich bescheiden an der Baustelle vorübergehe, auf der sie zuweilen gewiss recht hart arbeiten müssen.

Aber sie sollten es sich doch nicht so heftig ankommen lassen.

Da ist zum Beispiel der baumstarke Maurer mit einem Gesicht, das prall und rot wie ein Winterapfel leuchtet. Er spukt nicht aus, wenn ich vorübergehe. Nein, so weit geht er nicht. Aber ich sehe seinen herausfordernden Augen mit den hochgezogenen Brauen an, dass er mit mir fertig ist. Und um den Mund hat er einen Zug, der mir beweist, dass er mich nicht eigentlich nur verachtet. Dass er mich eher fast bemitleidet.

Und ich gehe mit zusammengezogenen Schultern an ihnen vorbei Eine heisse Röte kriecht um meine Schläfen. Immer erfüllt mich nur dieser eine Gedanke: wie ich ihnen helfen könnte — ich, der schwächliche Mensch mit den schlaffen Muskeln und dem blutleeren Gesicht, diesen Riesen mit den prallen Gesichtern, die wie Winteräpfel glänzen.

Ob sie es ahnen und mich aus diesem Grunde verhöhnen? Das wäre doch ein Grund, um dessen willen man zu ihnen treten und sie mit diesen Worten ansprechen möchte: „Recht so, meine Brüder! Ihr seid Männer mit Muskeln und Fäusten — ich aber bin ein Narr und hochmütiger Tropf, nicht wert, dass ihr mit euren schweren Holzpantinen nach mir werft. Nicht wert eures harten herausfordernden Gelächters.“

Aber das ist es nicht, ich fühle es. Warum hassen sie mich also?

Einmal, es war an einem klaren hellen Vormittag, dessen ich mich noch heute wie eines warmen Frauenlächelns erinnere, stand der Riese mit dem Apfelgesicht rauchend vor der Bauhütte, als ich vorüberging.

Ich ging in Gedanken und achtete nicht auf den Weg. Ich hatte etwas Schönes geträumt und als ich erwacht war, hatte sich die Sonne in einer breiten leuchtenden Staubsäule durch den Spalt des halbgeöffneten Fensters auf meine Bettdecke ergossen. Das hatte mich so froh gemacht, das ich, um nun auch gleich ein freudiges Gesicht zu sehen, dem Briefträger meine letzte Mark schenken musste. Und dann war ich schnell fortgegangen, immer dieses helle Bild in meiner Seele und ein feines Klingen in allen meinen Adern und Nerven. So glücklich hatte mich die Sonne gemacht.

Als ich an der Baustelle vorüber kam, hustete jemand so laut, dass ich zusammenschrak und empor sah. Der Riese mit dem Apfelgesicht sah mich mit einem Blick an, der meine Freude zu Eis erstarrte. Ich errötete und blieb einen Augenblick hilflos stehen.

Im Weitergehen hörte ich sein kurzes trockenes Gelächter hinter mir.

Ich fühlte eine schwere Traurigkeit und ich grübelte: Was habe ich getan? Welche Geheimnisse birgt dieses Leben! Warum hassen mich diese Menschen?

Notiz

Die Nummer 58 der Wochenschrift DER STURM wurde wieder einmal auf den Berliner Bahnhöfen nicht zum Verkauf gestellt: wegen des „nicht geeigneten“ Bildes, wie uns mitgeteilt wurde. Die Nummer ist durch die Kioske und direkt durch den Verlag zu beziehen.
Verlag DER STURM

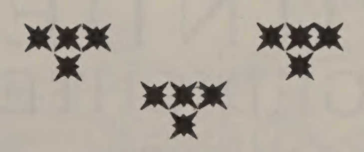
Verantwortlich für die Schriftleitung
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE
Verantwortlich für die Schriftleitung in Oesterreich-Ungarn
V. I.: Oskar Kokoschka

Neue Sezession

Dritte Ausstellung

Galerie Maximilian Macht

Berlin W. Ranke-Strasse 1
an der Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche



Dr. Rudolf Bluemner

Schauspieler und Regisseur am Deutschen Theater
Lehrer a. d. Schauspielschule d. Deutschen Theaters

erteilt Unterricht in

Sprachtechnik und Rollenstudium

CHARLOTTENBURG
Wilmersdorferstr. 75

Sprechstunde: 5—6 Uhr

Sammler-Berichte

Journal der I K V

InternationaleKorrespondenz-Vereinigung
für ideale Korrespondenz, Sammelwesen, Tausch, Verkauf, Geschäft, Vertretungen und sonstigen Absatz, Erwerb, Auskunft usw.

Monatliche Gratisgaben in Briefmarken, zuadressierten Postkarten, Büchern usw.

Jahresbeitrag für I K V mit „Sammler-Berichte" nur **4 Mk.** (5 Franks). Eintritt jederzeit

Ausführliche Probenummer und Satzungen **gratis** durch **Ernst Marré Verlag, Leipzig (Revier 176).**

Der Bühnen-Roland

Das freie Wort des deutschen Schauspielers

— Des Bühnen-Boten zwölfter Jahrgang —

Der Bühnen-Roland bringt Aufsätze der bekanntesten Fachleute über sämtliche Gebiete der Theaterkultur und verfolgt die modernen litterarischen und künstlerischen Bewegungen. Die **Soziale Beilage** tritt für die Interessen des gesamten Schauspielerstandes ein und gewährt grundsätzlich jeder berechtigen Meinung Raum. Engagements-Inserate die Zeile 10 Pf., für Bezieher 8 Zeilen frei Bezugspreis vierteljährlich 3 Mark. **Probeabonnement** auf einen Monat **kostenlos** vom Verlag C. Clauder in Grüna-Chemnitz.

Hauptredaktion: Berlin N 37 Lottumstrasse 14

Weinhaus Rheingold

KAISER-SAAL

Täglich: **Translateur - Konzert**

In keinem Hause sollte fehlen:

Felke-Zeitung

Zeitschrift für naturgemässe Lebens- und Heilweise und Homöopathie nach der von Pastor Felke in Repelen be- : gegründeten Heilmethode :

Sie erscheint allmonatlich unter Mitwirkung mehrerer Aerzte und hervorragender Sachverständiger. Sie bringt ausführliche Aufsätze über die verschiedensten Krankheiten und deren Behandlung. ferner über Naturheilkunde Homöopathie, Licht-, Luft- und Sonnenbäder usw.

Abonnementspreis jährlich 3 Mark

Abonnements nehmen die Briefträger und jede Postanstalt entgegen.

Verlag der „Felke-Zeitung" Krefeld (Rheinland)

Verlag Paul Reinike Wilmersdorf

HERWARTH WALDEN:
Bruder Liederlich
Für Gesang und Klavier
Mk. 1,50

Lernt durch
Selbstunterricht
die leicht erlernbare
Welt-Sprache

„Esperanto"

Schon drei bis fünf Millionen Anhänger und über 1650 Vereine in allen Erdteilen. Schon von vielen Schulen gelehrt und von vielen Behörden, Firmen u. s. w. verwendet. Esperanto-Lehrbuch mit Prospekten und Zeitung „La Esperantisto" versendet gegen 15 Pf. in Briefmarken Red. **FritzStephan**, Leipzig

Der schönste Punkt

in der Umgebung Berlins ist Pichelsdorf an der Heeresstrasse. Die letzten **Wasservillenbaustellen** an der Havel, gegenüber Pichelswerder sollen sofort preiswert verkauft werden. Näheres die

Bodengesellschaft des Westens,

Mauerstrasse 86—88 •• Telephon I 7497

Handelswissenschaftl. Kurse von **Friedr. Mester Leipzig**

unter Mitwirkung 12 hervorragender Fachleute der Theorie und Praxis (staatlich geprüfte Lehrer, Akademiker oder auch Kaufleute in führender Stellung) Gründliche Einführung in die verschiedenen Branchen des kaufmännischen Berufes, rationelles Studium der Handels- und verwandten Wissenschaften als Ersatz für ein mehrjähriges Hochschulstudium. Muster-Uebungs-Kontor.

Das Studium ist für Anfänger (Damen und Herren) die für Stenographie, deutsche und fremdsprachliche Korrespondenz, Kasse-, Buchführungs- und Bilanz-Technik, Büro-Praxis sich vorbereiten wollen —

sowohl für junge Leute, die nur eine Volks-, Real- oder ähnliche Schule absolviert haben, wie für

Herren mit besseren praktischen oder theoretischen Vorkenntnissen, Einjährig-Freiwillige, Abiturienten,

für Kaufleute reiferen Alters, die bereits praktisch tätig waren und den Forderungen der Gegenwart entsprechend ihre Fachkenntnisse erweitern oder vertiefen wollen oder

für Bankbeamte, Ingenieure, Chemiker, Brauer, Juristen, Nationalökonom., Offiziere, die für Verwaltung wirtschaftlicher Unternehmungen oder Verbände, Aktien- oder ähnlicher Gesellschaften sich vorbereiten wollen. Dauer der Kurse 6—12 Monate — je nach Vorbildung und Ziel.

Prospekte gratis durch die Direktion, Johannisplatz 5.

Kurhaus und Erholungsheim

Schloss Neuenhagen

in Berlin-Neuenhagen (32 Min. Fahrzeit v. Alexanderpl.)

Hauptgebäude mit Zentralheizung u. elektr. Licht, große, helle Zimmer, mitten im Garten gelegen. **20200 Quadratmeter grosser, herrlicher Park,** grosser Obstreichtum, Lauben, grosser Teich usw. Das ganze Jahr geöffnet. Den Besuchern Berlins als herrlicher Aufenthaltsort empfohlen. Fern von dem Lärm und dem Staub der Stadt. Bequemste Verbindung mit Berlin durch stündlichen Bahnortsverkehr. — Lassen Sie sich die Broschüre „Leben" kommen vom Besitzer u. Leiter **Emil Peters**

L' Effort

Halbmonatsschrift
für moderne Kultur und französische Sezession in den Künsten und in der ... Literatur ...

Herausgeber und : Schriftleiter :
JEAN RICHARD

Jahresbezug für das Ausland: Mark 4.50

Zweiter Jahrgang

Verlag und Redaktion:
POITIERS (Vienne)
... Frankreich ...

Max Giesswein

Kgl. Sächs. und Kgl. Württembg.
:-: **Hofopernsänger** :-:

BERLIN W. 50
Culmbacherstr. 6
Fernspr.: VIa 18926

:-: ERTEILT :-:
GESANG-UNTERRICHT

Sprechstunde 3—4 Uhr

Soeben erschien:

ELSE LASKER-SCHÜLER

MEINE WUNDER

GEDICHTE

Preis in van Geldern-Bütten gebunden
Drei Mark

DREILILIEN-VERLAG
KARLSRUHE UND LEIPZIG

Die Fackel

HERAUSGEBER
Karl Kraus

Nummer 319/320
soeben erschienen

Preis 50 Pfg.

ÜBERALL ERHÄLTLICH

Les Marges

5 rue Chaptal / Paris

Diese literarische Zeitschrift veröffentlichte das französische Original der Tagebücher Flauberts, deren Uebertragung in Deutschland verboten wurde.
Die Hefte, die die Tagebücher Flauberts enthalten, sowie die übrigen seitdem erschienenen Nummern sind vom Verlag der Zeitschrift Les Marges gegen Einsendung von sechs Francs direkt zu beziehen.